

Zucker und Kaffee.

Es ist förmlich Mode geworden, übermäßige Vorräte der verschiedensten Lebensmittel systematisch anzuhäufen. Man hat sich den Hamster als Vorbild genommen. Das Hamstern gilt jetzt vielen als erste Hausfrauenpflicht. Wer da nicht mittut, wird mitleidig über die Achsel angesehen. Vor den Verkaufsläden staut sich die Menge, namentlich Frauen, Kinder und dienstbare Geister, um bald dieses, bald jenes in größerer Masse, als es für den Haushalt gebraucht wird, einzukaufen. Geduldig oder auch nichtgeduldig harren sie stundenlang aus und wecken die Erinnerung an die seligen Zeiten des Einlasses vor dem Burgtheater. Es gibt Frauen, die nicht müde werden, alles mögliche zusammenzukaufen und große Quantitäten selbst von solchen Dingen, die dem Verderben ausgesetzt sind, auf Lager zu legen. Wie viele Kartoffeln haben nicht, nachdem sie ungenießbar geworden, weggeworfen werden müssen! Man wundert sich oft über die Börse, wenn Papiere einen nicht für möglich gehaltenen Kursstand erreichen. Aber im Warenhandel sind viele Preise noch unverhältnismäßig mehr gestiegen, manche auf das Drei- und Vierfache. Je lebhafter die Nachfrage und je geringer das Angebot, desto schneller und intensiver erhöht sich der Preis. Auf diese Weise ist mancher Artikel im Laufe weniger Tage rapid gestiegen. Den Angstkäufen vieler Hausfrauen, bald in der einen, bald in der andern Ware, stellt sich größere spekulative Zurückhaltung der Verkäufer, die bei solchem Andrang auf weitere Preiserhöhungen hoffen, entgegen. Das Hamstern bleibt also nicht auf die Haushaltungen beschränkt, es ruft Hamsterei auf der andern Seite hervor, und das beschleunigt in weiterer Folge die Verknappung. Diese Erfahrung hat man im Verlauf der durch den Krieg hervorgerufenen anormalen Wirtschaftsverhältnisse schon wiederholt machen können. Selbstverständlich nicht bei uns allein, denn in allen Ländern, sowohl bei den Kriegführenden als bei den Neutralen, zeigen sich so ziemlich die gleichen Erscheinungen.

In der vergangenen Woche waren es hauptsächlich Zucker und Kaffee, die der Ehre teilhaftig wurden, stürmisch begehrt zu werden. Sie standen auf dem Wochenrepertoire der Hausfrauen als Zugküde. Die Verkäufer konnten den Andrang nicht bewältigen, sie mußten zeitweilig ihre Geschäftslokale schließen und gaben, wenn sie sie wieder öffneten, die Ware nur in kleinen Partien ab. Wenn der Kaffee ganz ausgegangen wäre, so wäre das kein Wunder, denn bei uns wächst ja keiner, auch in ganz Europa nicht, er muß aus fernen Ländern über das Meer eingeführt werden, und die See Verbindung ist ja schon seit dem Ausbruche des Krieges unterbunden. Daß man überhaupt noch Kaffee bekommt, dankt man dem durch die Regierung rechtzeitig vorgenommenen Ankauf eines kurz vor Kriegsbeginn in Triest angekommenen Quantum. Es ist also noch lange keine Kaffeenot bei uns zu befürchten. Viel umbe-

greiflicher mußte es vielen erscheinen, daß in den Zuckerexportstaaten, zu denen außer Oesterreich-Ungarn auch Deutschland gehört, der Zucker knapp geworden ist. Unfre Monarchie hat in den letzten Jahren vor dem Kriege jährlich für mehr als zweihundert Millionen Kronen Zucker exportiert, im Jahre 1913 sogar im Werte von 287 Millionen Kronen. Man mußte deshalb selbst in Sachreisen annehmen, daß an allem andern eher als an Zucker Mangel eintreten werde. Als eine der Hauptaufgaben der Kriegsdarlehensklasse war es betrachtet worden, den wegen des Krieges nicht zum Export gelangenden Zucker zu belehnen, um die kleineren Zuckerproduzenten nicht in Verlegenheit zu bringen. Aber es sollte ganz anders kommen. Durch den Minderanbau an Rübe hat die Zuckerproduktion abgenommen, während gleichzeitig der Konsum in ungeahntem Maße zunahm, zumal angesichts der Verwendung des Zuckers zu Futterzwecken. Die Sucht des Publikums, sich Zuckervorräte zu schaffen, hat dann mit dazu beigetragen, behördliche Maßregeln zu veranlassen, die geeignet sind, den Zuckerverbrauch einzuschränken.

Schon die alten Römer sagten, daß es ein Trost ist, Genossen im Leide zu haben. Im Feindesland ist der Zuckermangel noch ein weit größerer als hier. Die Schweiz und andre Länder laborieren an demselben Uebel. Es hat sich wie in uralten Zeiten, die primitive Form des Warenaustausches im internationalen Verkehr herausgebildet. Es heißt jetzt bei vielen Vereinbarungen nicht wie in normalen Zeiten: Ware gegen Geld, sondern gebt eure Ware her, die wir brauchen, damit ihr von uns eine Ware bekommt, die ihr braucht. In Deutschland ist bei all seiner musterhaften Organisation manches weniger reichlich vorhanden als bei uns. Da tritt neulich eine Reichsdeutsche, eine Berliner, in den Speisesaal eines Wiener Hotels. Sie fragt, was es zu essen gebe. Der Kellner antwortet: „Da heute fleischloser Tag ist, haben wir nur Lämmernes, Schöpfernes, Ente und Rehschlegel.“ Die Frau sagt erstaunt: „Sie sagten doch, daß fleischloser Tag ist.“ Der Kellner gibt die Aufklärung, daß nur Fleisch vom Rind und Huhn verboten ist. „Da haben Sie,“ erwidert die Frau, „es in Oesterreich ja viel besser als wir in Berlin, dort gibt es an fleischlosen Tagen keine solche Auswahl, und außerdem haben wir jede Woche noch zwei fettlose Tage.“ Diesen Bemerkungen der Dame wäre noch hinzuzufügen, daß morgen, am 20. d., in Berlin die Butter- und Kartoffelkarte eingeführt wird. Erfahrungsgemäß ist übrigens die Versorgung mit Kartoffeln im Februar und März am schwierigsten. Man ist also, und dies gilt auch für uns, über die mißlichste Zeit, wie man hoffen darf, schon hinweg.